



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Robert Mohls Lebenserinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lands in den Kreis der europäischen Völkerfamilie gewesen ist. Die wiederhergestellte Selbstherrschaft unter der Zarewna hatte aber noch eine andre Bedeutung: durch sie gelangt zum erstenmal der zwingende Einfluß europäischer Kultur auf die Geschichte Rußlands zum Ausdruck. Sophie hatte — eine Abnormität am Hofe ihres Vaters Alexei — eifrigen Verkehr mit Ausländern gepflogen, die zu dieser Zeit zahlreich nach Moskau kamen, um dort ihr Glück zu machen. Von ihnen hatte sie Kenntnisse und Ideen gewonnen, die in dem damaligen Rußland nur ganz vereinzelt angetroffen wurden. Es war die Zeit, wo der Besitz einer kleinen Bibliothek, ein bescheidenes Wissen auf technischem und militärischem Gebiet, oder eine geringe Vertrautheit mit staatswirtschaftlichen und politischen Fragen zu einem entschiednen Übergewicht über die Einheimischen verhelfen konnten. Sophiens Lehrer waren nach modernen Begriffen Abenteurer, Glücksritter, Leute, wie wir sie heute etwa in der französischen Fremdenlegion anzutreffen pflegen. Aber ihre europäische Schulung genügte, ihnen bei kluger Benutzung der Umstände den Sieg über die beschränkte und unwissende Bojarenpartei zu verleihen. Der Zusammenhang zwischen dem Einfluß westeuropäischer Kultur und der Stärkung und Wiederaufrichtung der zarischen Macht gehört zu den interessantesten Erscheinungen dieser Zeit; er tritt uns in überzeugender Weise unter dem jungen Zaren Peter — nachmals der Große genannt — entgegen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, die Regierungsgeschichte der russischen Herrscher im einzelnen zu verfolgen. Nur die Wellenlinie soll hier gezeichnet werden, die für den Auf- und den Niedergang der Selbstherrscherei so überaus charakteristisch ist.

(Schluß folgt)



Robert Mohls Lebenserinnerungen



ieles trifft zusammen, was die Lebenserinnerungen Robert Mohls, die, nachdem ein Vierteljahrhundert seit seinem Tode verstrichen ist, der Öffentlichkeit übergeben worden sind,*) zu einem ungewöhnlich gehaltvollen und anziehenden Buche macht. Einmal der große historische Hintergrund, der für die zweite Hälfte dieses Lebens mehr als Hintergrund ist; denn Mohl ist ein Mitthandelnder gewesen, zwar nicht in der vordersten Reihe, aber in sehr verschiedenen Stellungen und in den wichtigsten Zeiten, sodaß sich in seinem Lebensgang die Geschichte unsrer nationalen Wiedergeburt vom Jahre 1848 bis ins neue Reich herein wieder spiegelt. Er gehört zu denen, die bauen halfen, und die sich zuletzt noch des fertigen Baus erfreuen durften. Doch bevor er sich in das öffentliche Leben

*) Lebenserinnerungen von Robert von Mohl. 1799 bis 1875. Mit 13 Bildnissen. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1902.

wagte, war sein Ruf als eines Gelehrten, eines Mannes der Wissenschaft fest begründet. Eine langjährige akademische Wirksamkeit an zwei süddeutschen Hochschulen lag hinter ihm, und die wissenschaftlichen Fäden zogen sich, kaum abgerissen, auch durch seine spätern Jahre. Auf beiden Gebieten durfte er sich seiner Erfolge rühmen, und man kann nicht von einem Zwiespalt reden, der dadurch in sein Leben gekommen wäre. Wohl vertrugen sich der Staatsmann und der Gelehrte miteinander. Nur das läßt sich sagen, daß er zum Gelehrten wohl mehr die Begabung, zum Staatsmann mehr die Neigung hatte. Er selber hatte eine deutliche Empfindung davon, und einmal giebt er dem Zweifel an seine staatsmännische Begabung offen Ausdruck. „Ich stand nicht über den Illusionen und Leidenschaften des Tages und meines Kreises; zu einem festen Schritte in schwieriger Lage fehlte mir der Gedanke und der Mut. Kurz, ich sah täglich mehr und mehr ein, daß ich Theoretiker und Doktrinär, nicht aber maßgebender Staatsmann sei.“ Er schrieb das nieder im Rückblick an seine Erfahrungen als Reichsjustizminister im Jahre 1848; dennoch hat ihn das Verlangen, sich im Staate mithandelnd zu bethätigen, bis in seine letzten Jahre verfolgt, und er war in andern Stunden wieder geneigt, den Platz, den er in der Gelehrtenwelt einnahm, nicht allzu hoch einzuschätzen. Im Jahre 1871 feierte er sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Alle Ehrungen, die ihm bei diesem Anlaß zuteil wurden — damals wurde ihm auch der erbliche Adel durch den Großherzog von Baden verliehen —, verzeichnet er sorgfältig, eine um die andre, aber er knüpft daran Worte strenger Selbstprüfung: „Ich mochte mir etwa sagen, daß durch einige meiner Arbeiten die Wissenschaft gefördert worden sei, so durch mein Polizei- und durch das württembergische Staatsrecht, und daß ich in meiner Geschichte der Staatswissenschaften einen immerhin aner kennenswerten Beweis von weitausgreifender Belesenheit und von ungewöhnlicher Beharrlichkeit geliefert habe: allein nahe am Ziele des Lebens angelangt, von vielen Illusionen befreit, durch manche Erfahrungen und durch weitres Nachdenken und Prüfen zu einem objektiven Urteil gedrängt und befähigt, konnte ich nicht umhin, an die Gesamtheit meiner Leistungen einen bescheidenen Maßstab anzulegen. Das Ergebnis aber war, daß ich, keineswegs ein genialer, sondern höchstens ein talentvoller Kopf, auch keine Werke ersten Ranges und von bleibendem Werte in der Wissenschaft geliefert habe und habe liefern können; daß ich wohl über einzelne falsche Richtungen und Gedanken Herr geworden sei, mich aber nicht über die allgemeine Strömung der Zeit erhoben, vielmehr manches als an sich richtig angenommen und weiter ausgebildet habe, was nur eine relative Wahrheit habe beanspruchen können; daß also naturgemäß meine Schriften früher oder später veralten und nur ihre Stellen in der Litterargeschichte als Beispiele einer später verlassenen Richtung behaupten werden.“

Die Mannigfaltigkeit der Lebensbeziehungen, in die ihn seine doppelte Laufbahn gebracht hat, macht den besondern Reiz dieser Denkwürdigkeiten aus. Wir wandeln durch eine unabsehbare Galerie von Bildnissen mehr oder weniger bekannter und berühmter Persönlichkeiten aus der wissenschaftlichen wie aus der politischen Welt, Professoren und Gelehrte, Fürsten und Diplomaten,

Minister und Volksvertreter. Bald werden sie mit wenig Strichen gezeichnet, bald macht sie Mohl zum Gegenstand eines eigentlichen Studiums, einer ausführlichen schonungslosen Analyse. Diese Urteile sind mit großer Bestimmtheit ausgesprochen. Die Sprache ist nicht diplomatisch rücksichtsvoll; unbekümmert um Namen und Berühmtheit wägt sie mit strengem Richteramt Wert und Unwert der Zeitgenossen ab, wie sie dem Beurteiler erschienen. Also stark subjektiv; aber so, daß man meist den Eindruck hat, als sei das Porträt wohlgetroffen, freilich niemals geschmeichelt. Mohl ist bei Lebzeiten wegen seiner scharfen Zunge bekannt und gefürchtet gewesen. Wo er tadelte, nahm er kein Blatt vor den Mund, das verleugnet sich auch in seinen Erinnerungen nicht, und mit gutem Grunde hat er selbst angeordnet, daß sie nicht in die Öffentlichkeit gebracht werden sollten, so lange die von ihm Genannten am Leben seien. Das Persönliche hat für ihn einen besondern Reiz, und in diesen Urteilen über Persönliches, Neigungen und Abneigungen, verrät sich seine eigene Persönlichkeit noch deutlicher als in der Art, wie er — übrigens freimütig und rückhaltlos genug — über sich selber urteilt. Wie er in seiner Lebensführung aristokratische Gewohnheiten hatte, so ist auch sein Urteil über Personen durch seine Abneigung gegen demokratische Sitten und Gesinnungen sichtlich beeinflusst, und er giebt seiner Mißachtung nicht selten einen Ausdruck, der die Grenzen der Billigkeit überschreitet. Unbedeutend, ganz unfähig, geistlos, stupid, verächtlich, einfältig, roh, frivol, unverschämt — das sind häufig gebrauchte Eigenschaftswörter; in Heidelberg sagte man von ihm, er habe ein kurzes Lexikon. Ein Urteil wie das über Uhland ist nicht zu rechtfertigen und nur aus persönlicher Antipathie erklärlich. Aber wenn wir Memoiren haben, die sich nur mit diplomatischer Behutsamkeit an Personen und Zustände wagen, die mehr verhüllen als zeigen, mehr erraten lassen als ins Licht stellen, so hat es etwas Erfrischendes, hier eine Stimme zu vernehmen, die rücksichtslos, mit realistischer Deutlichkeit ihre Sprüche formuliert, unbekümmert, ob sie gefallen oder nicht. Und, wie gesagt, weitaus die meisten der Charakteristiken wird man als zutreffend erkennen müssen. Mehr noch, sie sind zum Teil geradezu Meisterstücke, kleine Kunstwerke. So zum Beispiel gleich die Charakterbilder seiner drei Brüder: Julius des Orientalisten, Hugo des Botanikers, Moritz des wunderlichen Volkswirts. Die Schilderung, die er von dem letzten entwirft, seinen Tugenden und Untugenden, seinen Verdiensten und seinen Schrullen, ist geradezu klassisch. Und so wäre noch eine lange Reihe von Charakterköpfen zu nennen, deren Züge er zu sprechender Ähnlichkeit herausgearbeitet hat, wenn er auch ihrer geistigen Bedeutung nicht immer ganz gerecht geworden ist. So die beiden Tübinger Kanzler Autenrieth und Wächter, Cuvier, Wangenheim, Bunsen, Bangerow, Mittermaier, Häußer, König Wilhelm von Württemberg, der Erzherzog Johann, die Redner und Ministerkollegen von der Paulskirche, dann zahlreiche Kollegen in der Diplomatie, eine Galerie, die sich vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis in die Reihen des deutschen Reichstags der siebziger Jahre erstreckt.

Der Sinn für die schönen Künste ist bei Mohl sehr mäßig entwickelt gewesen, dagegen lag ihm viel an der Form der litterarischen Darstellung. Er

schreibt und erzählt vortrefflich, seine Feder ist unterhaltender, als einst sein Rathedervortrag war. Menschen und Dinge sieht man lebhaftig vor sich. Man merkt es diesen Erinnerungen nicht an, daß sie größtenteils erst in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben sind. Es fehlt nicht an einigen redseligen Partien, aber auch über diese hilft die klar und leicht hinfließende Erzählung hinweg. So enthält gleich der erste Abschnitt über Familie, Erziehung und Ausbildung viel des Anziehenden. Indem er die Glieder seiner Familie, die Umgebung, in der er aufwuchs, schildert, giebt er zugleich einen Beitrag zur Kenntniss der württembergischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er stammte aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie, die manche bedeutende und berühmte, zum Teil auch wunderliche Glieder hatte. Sein Urgroßvater war jener Johann Jakob Moser, der, auch Gelehrter und Staatsmann zugleich, noch heute als mutiger Verteidiger der landständischen Rechte gegen fürstliche Willkür im Andenken des württembergischen Volks fortlebt, ein kindlich frommer, freilich auch eigensinniger, streitsüchtiger und unverträglicher Herr und ein unermüdlicher Vielschreiber, über dessen pruritus scribendi schon die Zeitgenossen klagten. Die Eltern waren wohlhabend, und dies kam vor allem der Erziehung und der Ausbildung der Kinder zu statten. Hatte doch der Vater für jeden der vier Söhne die Summe von 6000 Gulden zu einer größern wissenschaftlichen Reise ausgesetzt. Und alle strebten nach hohen Dingen, dafür sorgte der leidenschaftliche Ehrgeiz der Mutter, einer Frau voll Geist und Witz, die aber als echte schwäbische Hausfrau der Küche ebenso vorstand wie dem Salon. Die Denkart im Haus war ganz rationalistisch, ein kirchliches Bedürfnis war nicht vorhanden; alles zielte neben sittlicher Führung auf Übung der Verstandeskräfte. So war Roberts Ausbildung durchaus modern. Für das klassische Altertum hatte er kein Interesse. „Von Anlage zu metaphysischer Spekulation oder auch nur von Achtung vor einer solchen gar keine Spur.“ „In der ausschließenden Beschäftigung mit dem jetzt vorhandenen Leben war meine ganze Richtung eine praktisch politische, das heißt, es war mir lediglich darum zu thun, die Thatsachen und Gesetze der bestehenden staatlichen Zustände genau kennen zu lernen, aus den Prämissen die noch unentwickelten Forderungen abzuleiten, endlich auf Lücken in den Einrichtungen und auf Verbesserungen derselben, so wie sich diese aus dem Stand der Wissenschaft ergaben, aufmerksam zu machen.“ Die ausgedehnten Reisen aber fügten zu der wissenschaftlichen Ausrüstung den weltmännischen Ton, durch den sich der angehende Gelehrte zum Vortheil von dem damals üblichen akademischen Wesen unterschied. „An feinere Gestaltung des täglichen Lebens und an die Formen des geselligen Umgangs machte ich größere Ansprüche, als in Gelehrtenkreisen, namentlich damals, Sitte oder auch nur gern gesehen war, und ich stand dadurch in Gefahr, mit Mißtrauen als ein Stutzer und Lebemann betrachtet zu werden.“ Eben dieses Bedürfnis feinerer Lebensformen machte, daß er später nur mit Mißbehagen und Geringschätzung an die Tübinger Hochschule, der er von 1824 bis 1845 als Lehrer der Staatswissenschaften angehörte, zurückdachte. Seine Schilderungen sind ja ohne Zweifel zutreffend: die Stadt klein und unschön, die geselligen Verhältnisse höhern

Ansprüchen nicht genügend, die Einrichtungen der Universität vielfach veraltet oder beschränkt, zum Teil trostlos. Für eine zureichende Bibliothek hat erst Mohl den Grund gelegt, der sich als Oberbibliothekar diesem Amt mit besonderem Eifer widmete, wie denn Bücher seine Liebhaberei, ja seine Leidenschaft waren, sodaß er einmal die Bemerkung macht, wenn er je seinen Beruf verfehlt habe, so wäre es der des Vorstands einer großen Bibliothek gewesen. Auch der Bau eines neuen Universitätsgebäudes, womit wahrhaft skandalösen Zuständen abgeholfen wurde, war größtenteils seinem energischen Betreiben zu verdanken. Überhaupt hatte er in organisatorischen Fragen eine geschickte Hand, er verstand zu dirigieren, sich Geltung zu verschaffen, und in Verbindung mit seinen Freunden gelang es ihm thatsächlich, jahrelang eine leitende Stellung im akademischen Senat einzunehmen. „Ich war während etwa zehn Jahren unbestritten der einflußreichste Mann bei der Universität.“ Wie es aber bei regierenden Herren der Fall zu sein pflegt, stellte sich bei ihm ein Autoritätsbewußtsein ein, das neue Männer und neue Richtungen, die nach Geltung rangen, unbequem fand und nach Kräften abzuwehren suchte. Mit der junghegelschen Philosophie, mit dem Leben Jesu von Strauß, mit der theologischen Kritik Baur's und seiner Schüler kam um die Wende des vierten und fünften Jahrzehnts in die Universität Tübingen ein frisches, jugendlich pulsierendes Leben, ein neuer wissenschaftlicher Schwung, der ihr damals ihr eigentliches Gepräge gab. Dafür hatte Mohl, obwohl er Baur's Schwager war, umso weniger Verständnis, als überhaupt, wie wir schon wissen, theologische und philosophische Dinge außerhalb seines Gesichtskreises lagen. Religion und Kirche waren ihm nur Stützmauern der staatlichen Ordnung. In der neuen Richtung aber sah er eine Gefahr für die Religion des Volks, ein Niederreißen wohlthätiger und unentbehrlicher Schranken. „An der Theologie hängt untrennbar die Religion, in dieser aber nur zu zerstören, ohne neu aufzubauen, erschien mir und erscheint mir noch immer ein unheilvolles Beginnen. Es giebt Wahrheiten, welche man nicht preisgeben darf, wenn man sie auch verschlossen in der Hand hat. Und daß alles, was Baur und seine Schüler lehren, wirklich auch Wahrheit ist, erscheint mir noch keineswegs festzustehn.“ Wischer gegenüber, der damals in der Mufenstadt am Neckar so viel Rumor machte, kam noch ein andres hinzu. Mohl gehörte zu denen, die in Wischer's erstem Auftreten eine unliebsame Störung der akademischen Zirkel sahen. Die feste Gebärde, womit der junge Ästhetiker von seinem Lehrstuhl Besitz nahm, fand er mit der Würde eines Senatsmitglieds unvereinbar, und er hat ihm den Eintritt in diese Körperschaft nach Möglichkeit erschwert. Ein Verhalten, das um so auffallender ist, als er später in Heidelberg bei dem Kampf um Runo Fischer, wo es sich doch ganz um dieselben Gegensätze handelte, entschieden die Partei des Verfolgten nahm. Es war in dem ersten Fall offenbar mehr noch die gekränkte Würde des Talars, als die Sorge um die Religion, die an der berühmten Antrittsrede Wischer's Anstoß genommen hatte.

Mohl ist in seinem akademischen Amt von einer tadellosen Pflichterfüllung gewesen, mit einem Erfolge, den er allerdings mehr seinen bedeutenden literarischen Werken verdankte als dem Katheder. Er war nicht eigentlich ein

beliebter Lehrer, gehörte nicht zu den Professoren, bei denen schon die Art des Vortrags anzieht und den Hörsaal füllt. Wiederholt spricht er es selbst aus, daß ihm das Vorlesungenhalten kein Vergnügen gewesen sei, ja daß er „kaum ein einzigesmal den Katheder mit eigener Lust betreten habe.“ Doch auch die Schriftstellerei hat ihn nicht voll befriedigt. Im Herbst 1845 sehen wir ihn plötzlich als Kandidaten für den württembergischen Landtag auftreten. Schon lange hatte er dieses Ziel im Auge gehabt, konnte an eine Bewerbung aber erst nach dem Tode seines Vaters denken, weil dieser lebenslänglich Mitglied der Ersten Kammer war und nach der Verfassung Vater und Sohn nicht zugleich dem Landtag angehören konnten. Diese erste Bewerbung blieb erfolglos, aber in ihren Wirkungen war sie verhängnisvoll genug: sie entzweite ihn mit der württembergischen Regierung und führte damit die Wendung seines Lebens herbei. Das Betreten der politischen Bühne hatte für Mohl eine besondere Schwierigkeit. Er wollte nichts mit der damaligen liberalen Opposition zu thun haben, deren Häupter waren ihm verhaßt, er galt nach seiner Tübinger Vergangenheit bisher als ein Anhänger der Regierung. Nun sandte er aber zum Zweck seiner Bewerbung ein Wahlschreiben nach Balingen, das an dem Ministerium Schlayer eine Menge Verwaltungssünden auszusetzen hatte. Es war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, wurde aber ohne sein Wissen in eine Zeitung gebracht und machte das größte Aufsehen. Schlayer war in hohem Grade erbost, und der König selbst entzog dem streitbaren Professor die bisher bewiesene Huld. Man strafte ihn, indem man ihn als Regierungsrat nach Ulm versetzte, eine Art der Bestrafung mißliebiger Professoren, die bekanntlich in Württemberg nicht vereinzelt geblieben ist. Mohl galt damals als eine Art Rivale des allmächtigen Ministers. Schlayer selbst mochte ihn als einen Nebenbuhler betrachten. Man sagte wohl, Württemberg sei zu klein für zwei solche Herrschernaturen, und einer von beiden mußte weichen. Mohl beantwortete die Strafversetzung mit seinem Austritt aus dem württembergischen Staatsdienst. Nur um so hartnäckiger war jetzt sein Entschluß, um jeden Preis ein Mandat für die Kammer zu erringen, aber auch ein zweiter Versuch schlug fehl, und erst beim drittenmal glückte es ihm, der sowohl die Regierung als die Opposition zu Gegnern hatte, einen Sitz im Landtag zu gewinnen. Er hat nur noch eine einzige und unwichtige Tagung mitgemacht. Schon war an ihn ein Ruf nach Heidelberg ergangen, der ihn dem Boden der Heimat für immer entführte.

Von nun an verlief sein Leben in bewegterem Flusse. Er hat der Heidelberger Hochschule von 1847 bis 1861 angehört, aber mit den Unterbrechungen, die seine politische Thätigkeit mit sich brachte. Die weitem Stationen sind: das Vorparlament, die Frankfurter Nationalversammlung und das Reichsministerium, dann von 1857 der Sitz in der badischen Ersten Kammer, erst als Vertreter der Universität, später durch Regierungsernennung, vom Jahre 1864 als Präsident. Im Jahre 1861 trat er in die Diplomatie über und war bis 1866 Gesandter Badens am Bundestag, von 1866 bis 1871 Gesandter in München. Nach der Aufhebung dieses Postens zum Präsidenten der badischen Oberrechnungskammer ernannt, nahm er 1874 für Donaueschingen

eine Wahl in den deutschen Reichstag an; während der zweiten Tagung, an der er teilnahm, ist er in Berlin am 4. November 1875, im Alter von 76 Jahren, gestorben.

Im Frankfurter Parlament schloß sich Mohl den Erbkaiserlichen an. Er konnte sich dem Klubwesen nicht entziehen, sah es aber immer als ein Übel, vorläufig freilich als ein unvermeidliches Übel an; es ist bezeichnend, daß er die Redner, deren Porträts er entwirft, nicht nach den Parteien gruppiert, sondern in folgende Kategorien einteilt: die beweisführenden, die streitbaren, die gefühlsanregenden, endlich die stummen Redner. Er selbst wollte kein Redner sein: „ich sah wohl ein, daß ich mit den Rednern ersten Rangs nicht auf gleicher Linie stehe, und in zweiter mich bemerklich zu machen, paßte mir nicht.“ Dagegen machte er sich in geschäftlichen Dingen nützlich. Die Geschäftsordnung des Parlaments war sein Werk, und als Reichsjustizminister hatte er wenigstens zwei Erfolge, die Durchführung der schon vorher beschlossenen Wechselordnung und die Aufhebung der Spielbanken, eine kühn improvisierte, aber populäre Maßregel. Bei beiden Anlässen ging es nicht ohne Zusammenstoß mit dem „eiteln“ und „guten, aber urteilslosen“ Mittermaier ab, der als Abgeordneter für Baden-Baden das Spiel verteidigte, „im Widerspruch mit seiner ganzen sonstigen Sentimentalität und Tugendhaftigkeit.“ Im übrigen war es gerade das Frankfurter Jahr, das ihn über das Maß seiner staatsmännischen Begabung belehrte. Es war, seinem Urteil zufolge, ein bedeutend geringeres, als er sich früher eingebildet hatte. Man darf dem wohl hinzufügen, daß ihm nach zahlreichen Zeugnissen sowohl für sein persönliches Auftreten als für seine amtliche Wirksamkeit in Frankfurt allgemeine Anerkennung zu teil wurde.

Nicht so war es für seine Haltung im Schicksalsjahre 1866. Man hat es dem ehemaligen Erbkaiserlichen verdacht, daß er, als es zur Entscheidung über die deutsche Frage kam, ein Gegner der Bismarckischen Politik war, und man wird den Erklärungs- oder Rechtfertigungsversuch, den er unternimmt, kaum als zureichend anerkennen können. Er hat die Bedeutung Bismarcks doch allzuspät erkannt, und wie es scheint, nie im vollen Umfang gewürdigt. Baden sah sich damals gezwungen, an der Seite seiner süddeutschen Nachbarn österreichische Politik zu treiben, der Freiherr von Edelsheim, der aus Roggenbachs Händen das auswärtige Ministerium übernahm, war ein heftiger Gegner Preußens, und Mohl selbst, damals Gesandter am Bundestag, stand, wie er sagt, „nicht bloß in amtlichem Auftrag, sondern auch persönlich“ auf Seite der Gegner Preußens. Er wiederholt in diesem Zusammenhang alle die Gründe, die in jenen Tagen so oft gegen den Einheitsstaat und für die Vorteile der deutschen Vielstaaterei ins Feld geführt worden sind. „Die eine Thatsache entschied, meiner Meinung nach, daß man in Deutschland den französischen Begriff Provinz gar nicht kannte, das heißt Geistesarmut, Unwissenheit, Unselbständigkeit des ganzen Landes mit einziger Ausnahme der Hauptstadt.“ Jeder ernsthaften Verbesserung der deutschen Zustände, davon war auch er überzeugt, müsse die Ausscheidung Österreichs vorangehn, um das Bleigewicht dieses zurückgebliebenen und uns nur zu seinen Zwecken aus-

nützenden Staats, sowie den alles lähmenden Dualismus los zu werden. Bismarck war es aber gar nicht um einen ganz Deutschland umfassenden Staat zu thun, er wollte bloß Norddeutschland beherrschen, wollte den Süden hinausstoßen und zu einem anarchischen Chaos verurteilen. „Mit einem Wort, es war nur die Mainlinie beabsichtigt, diese aber erachtete ich für das größte mögliche Unglück für Deutschland.“ Unter diesen Umständen erschien ihm die einstweilige Erhaltung des Bundes, damit freilich auch ein Anschluß an Österreich noch als das geringere Übel. Einmal nahm er in jener kritischen Zeit auch an den Sitzungen der Ersten badischen Kammer teil. Es war am 14. Mai. Bluntschli hatte den Antrag gestellt, daß Baden in dem bevorstehenden Kampfe neutral bleiben solle. Er und Jolly begründeten den Antrag in längern Reden. Mohl stellte dagegen einen formellen Antrag auf Vertagung, der auch angenommen wurde. An den spätern Verhandlungen über die Kriegsfrage nahm er keinen teil. Er war auf seinen Posten in Frankfurt zurückgekehrt und machte dann mit seinen Kollegen auch die Flucht nach Augsburg mit, wo denn freilich der Bundestag bald zum Skelett wurde und nichts andres mehr zu thun hatte, als die Hiobsposten vom Kriegsschauplatz entgegenzunehmen, der sich allmählich tief nach Franken hineinzog. In Karlsruhe aber war nach der Schlacht von Königgrätz, und nachdem die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Österreich begonnen hatten, ein völliger Umschwung eingetreten. Der Großherzog, der Politik Edelsheims im Herzen durchaus abgeneigt, verlangte von seinem Minister, unverzüglich auf den Abschluß eines Waffenstillstands hinzuwirken, und als Edelsheim in einer zu München am 19. bis 21. Juli gehaltenen Ministerkonferenz diesem Auftrag nicht entsprach, kam es zum Bruch. Edelsheim wurde in höchster Ungnade entlassen, und Mohl telegraphisch nach Karlsruhe berufen, wie er glaubte, daß er Edelsheims Nachfolge übernehmen solle. Allein auch er wurde vom Großherzog, den er „in einer kaum begreiflichen Aufregung“ traf, mit Vorwürfen empfangen, konnte sich jedoch damit entschuldigen, daß er zwar in jenen Tagen gleichfalls in München gewesen sei, aber nur zufällig, um dem Herzog von Augustenburg einen Besuch zu machen, dessen Stimme er im Bundestage (in partibus) führte, und daß er von keiner Seite eine Instruktion in dem vom Großherzog gewünschten Sinne gehabt habe. Unter diesen Umständen, sagte der Großherzog, sei die Schuld des Verräters Edelsheim nur um so größer, und seine schlechte Absicht um so klarer, und Mohl wurde gnädig entlassen. Anstatt aber, wie er gehofft hatte, in das Ministerium Mathy-Jolly als Minister des Auswärtigen gerufen zu werden, wurde er wieder nach Frankfurt geschickt, um an der Abwicklung der Geschäfte des alten Bundestags teilzunehmen. Auch sein Wunsch, nach Beendigung dieses Geschäfts zum Gesandten in Berlin ernannt zu werden, wurde ihm nicht erfüllt; seine jüngste Vergangenheit stand dem im Wege. Dagegen erhielt er den Posten in München, und in dieser für einen Beobachter besonders interessanten Stellung hat er den Umschwung des Jahres 1870 erlebt. Was er von dem damaligen Hof, von König Ludwig II., der schon damals menschenscheu für die fremden Gesandten so gut wie unsichtbar war, von dem wissenschaftlichen und geselligen Leben

in München, von den Verhandlungen über den Beitritt zum Reich zu erzählen weiß, gehört gleichfalls zu den anziehendsten Kapiteln. Den Minister Bray schildert er in seiner drastischen Sprache als ganz partikularistisch, von übelm Willen, unfähig und von allen Parteien verachtet; er nennt es geradezu tragisch für den Grafen, daß er den Vertrag von Versailles unterzeichnen mußte, wozu ihn nur die Gewalt der Umstände drängen konnte.

Als der Münchner Posten eingezogen wurde, erneuerte sich Mohls Wunsch, zum Gesandten in Berlin und Bevollmächtigten im Bundesrat ernannt zu werden. „Ohne Selbstüberschätzung“ sprach er sich nach seiner Vergangenheit die Befähigung zu, bei der Einführung und der Weiterbildung der Reichseinrichtungen mitwirken zu können. Die badische Regierung war auch bereit dazu, fand aber bei Bismarck kein Entgegenkommen. Daß sich nun der Vier- undsiebzigjährige in den Reichstag wählen ließ, wo er — ungern genug — der nationalliberalen Partei beitrug, mag man als Beweis für seinen noch immer ungesättigten Ehrgeiz ansehen; für ihn persönlich war es ein um so glücklicherer Abschluß seiner politischen Laufbahn, als seine Tochter Anna an Helmholtz, den berühmten Naturforscher, verheiratet war, er also in Berlin eine Heimat fand, und zugleich einen geistbelebten Salon, der eine bunte, erlesene Gesellschaft vereinigte. Den Verhandlungen des Reichstags ist er mit Aufmerksamkeit gefolgt, auch erschien er regelmäßig in den Sitzungen; für eine eingreifende Thätigkeit fühlte er sich aber doch zu alt und zu müde. Doch seiner kritischen Porträtsammlung konnte er nun noch eine Reihe neuer Namen zufügen, und es macht der Schärfe seines Urteils alle Ehre, daß er schon damals die Bedeutung Miquels erkannte, den er „zur Bekleidung der höchsten Stellen“ befähigt fand.

Schärfe des Urteils ist überhaupt der vorherrschende Eindruck, den man aus diesen Erinnerungen gewinnt. Ein klarer, illusionsfreier Verstand spricht aus jedem Satze. Mohl hat in seinem Leben nicht alles erreicht, wonach sein hochstrebender Sinn verlangend sich streckte; den Grund davon fand er in sich selbst, in dem Maße seiner Fähigkeiten. Denn wie gegen andre, so ist er auch gegen sich selbst ein strenger Richter. Er giebt sich in seinen Denkwürdigkeiten so wie er war, ohne Versuch zu beschönern. Daß ihm volle Sympathie nicht zu teil werden kann und vielleicht nie zu teil geworden ist, liegt daran, daß ihm bei seiner reichen Begabung eins fehlte: die Wärme des Gemüts. Es geht ein kalter Zug durch diese Erinnerungen. Und bei all seiner Gelehrsamkeit ist es im Grunde kein weiter Horizont, den er umspannt. Sein dauerndes Gedächtnis hängt zuletzt doch an dem, was er auf dem begrenzten Felde seiner Wissenschaft geleistet hat. Seine Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften nennt sein Biograph Hermann Schulze ein „Riesendenkmal deutschen Gelehrtenfleißes,“ ein „in seiner Art einziges Werk in der Litteratur aller Völker und Zeiten.“

W. E.

